

Au Backe!

Gotthelf-Verfilmung «Die schwarze Spinne» Der Schweizer Regisseur Markus Fischer hat aus Gotthelfs Novelle das Schauer Märchen herausgeschält. Besonders raffiniert ist seine Verfilmung nicht.

Regula Fuchs

Nicht gerade Berge, aber immerhin Bäume versetzen sollen sie, die armen Bauern von Sumiswald. Eine Allee von hundert ausgewachsenen Buchen will der Ritter Hans von Stoffeln vor seiner neuen Burg haben. Mit diesem obszönen Wunsch machte Jeremias Gotthelf 1842 in seiner Novelle «Die schwarze Spinne» deutlich, wie virtuos die Mächtigen auf der Klaviatur der Ausbeutung zu spielen wissen.

Regisseur Markus Fischer führt uns dieses Unrecht in seiner aufwendigen Verfilmung ebenfalls klar vor Augen. Schliesslich wurde Hans von Stoffelns neues Heim in Fronarbeit errichtet, und nun wird darin vornehmlich – aber nicht vornehm – gefressen und gesoffen. Und auch sonst frönen die dekadenten Deutschritter allerlei unchristlichen Tätigkeiten.

Mehr Netflix als Emmental

Es ist erst das zweite Mal, dass Gotthelfs Novelle überhaupt verfilmt wurde. 1983 hat Mark Rissi sie ins Drogenmilieu verpflanzt. Eine solche Anbindung an die Gegenwart hat Markus Fischer nicht im Sinn. Die recht freie Adaption (Drehbuch: Plinio Bachmann und Barbara Sommer) verzichtet gänzlich auf das komplexe Geflecht von Rahmenhandlungen, das Gotthelf um die mittelalterliche Legende, nun ja, spinnt.

So verharrt die Geschichte den ganzen Film über im Jahr 1251 in Sumiswald. (Gedreht wurde allerdings in und um Budapest.) Auch optisch steckt in Markus Fischers Bauerndorf mehr Mittelalter-Fantasy als Emmental, aber wer ein internationales Publikum in den Fokus nimmt, der schielt zu Recht eher auf eine Netflix-Ästhetik als auf lokalpatriotische Gefühle.

In diesem wenig lieblichen Sumiswald also wirkt Christine (Lilith Stangenberg), eine junge Frau, die als Hebamme dem lieben Gott beim Kinder-auf-die-Welt-Stellen zur Hand geht. Mit ihrem entschlossenen Auftreten ist sie eine ziemlich moderne



Da ist das Teufelsmal schon auf der Wange: Lilith Stangenberg als Christine in «Die schwarze Spinne». Foto: Ascot Elite Entertainment Group

Anatole Taubman als den Leibhaftigen zu besetzen, zeugt nicht von allergrösster Casting-Fantasie.

Erscheinung, und so erstaunt es nicht, dass gerade sie die Bauern dazu anstachelt, sich gegen die üblen Deutschritter zu wehren. Allein, die Dörfler wollen

nicht. Und so macht Christine den fatalen Handel mit dem Teufel, der die geordneten Bäume im Nu vor die Burg stellt. Der Preis: Ein ungetauftes Neugeborenes.

Markus Fischer und sein Team haben aus Gotthelfs Novelle das Schauer Märchen herausgeschält. Das kann man machen. Doch man hätte dabei nicht unbedingt auf die naheliegendsten Mittel der Gänsehauterzeugung setzen brauchen: Gesichter im flackernden Kerzenlicht, grosszügig verwendetes Donnergerrollen oder Dorffrauen, die sich vor allem im Dreiklang von Kreischen, Keu-

chen und Keifen äussern. Gut, viele von ihnen sind auch oft am Gebären. Und jedes dieser Kinder droht dem Satan in die Hände zu fallen.

Auf der Wange, wo der Teufel sie zwecks Besiegelung des Pakts geküsst hat, trägt Christine nämlich nun ein Spinnenmal, und als das Dorf die diabolische Liaison aufdeckt, packen die Bauern das grosse A-B-C der Ausgrenzung aus. Einmal muss Christine zur Strafe einen schweren Mahlstein vor die Muttergottesstatue ziehen (warum nur hat sie ihn nicht einfach gerollt?). Nicht, dass die ganze Quälerei die Spinnenpla-

ge aufhalten würde; da kann der Priester noch so inbrünstig predigen.

Trotz der erklärten Absicht, den Figuren psychologische Tiefe zu verleihen, wirkt diese «Schwarze Spinne» holzschnittartig; zudem sind die Geschehnisse ganz gut vorhersehbar, und zu gruseln gibt es höchstens für Arachnophobiker etwas. Das liegt aber zumindest nicht an der Besetzung. Lilith Stangenberg macht das Beste aus den nicht immer raffinierten Zeilen, neben ihr agieren bewährte Kräfte wie Ronald Zehrfeld, Marcus Signer, Nurit Hirschfeld, Fabian Krüger,

Josef Ostendorf oder Anatole Taubman. (Wobei Letzteren als den Leibhaftigen zu besetzen, nicht von allergrösster Casting-Fantasie zeugt.)

Was also anfangen mit diesem Film? Vielleicht muss man ihm eines zuguthalten: Falls es Markus Fischer in erster Linie darum gegangen wäre, die grösstmögliche Distanz herzustellen zum behaglichen Charme der Franz-Schnyder-Filme – dann ist das hundertprozentig gelungen.

In Bern in den Kinos Camera und Westside sowie im Cinedome Muri.

Die Deutsche, die Gotthelf modernisiert

Lilith Stangenberg Sie spielt die Hauptrolle in «Die schwarze Spinne». Wichtig war ihr vor allem, dass ihre Figur nicht naiv wirken sollte.

Hat Jeremias Gotthelf den Filmkuss erfunden? Jedenfalls klingt es schwer nach Kino, was er über die fatale Berührung zwischen dem Teufel und Christine in der Novelle «Die schwarze Spinne» von 1841 schreibt. Spitziges Eisen aus Feuer fährt durch Christines Leib und Seele. Es ist, «als ob der Himmel zersprungen wäre».

Lilith Stangenberg spielt die Szene ungefähr so wie im Originaltext. «Ah», macht sie, jetzt hat sie ihr Wundermal, und die Spinne steckt in ihr drin. Die 33-jährige Berlinerin hat auf der Theaterbühne schon viele Klassiker aufgeführt. Auch in Fernsehserien hat sie mitgewirkt. In den USA wurde sie wegen des Sundance-Dramas «Wild» ein wenig berüchtigt. Darin lockt sie

einen Wolf an, indem sie eine Spur aus Menstruationsblut auslegt. Der Wolf kommt, und der Wolf leckt.

«Impact auf meine Gefühle»

Ein Tiertrainer war für die neue Schweizer Verfilmung von Gotthelfs Schulstoff kaum nötig. Eine schwarze Spinne krabbelt ein bisschen über den Mittelalterboden von Sumiswald, aber Metaphern tun ja niemandem wirklich weh. Wichtiger war Regisseur Markus Fischer und dem Drehbuchautorentand die Aktualisierung des Frauenbilds.

Die fremde Christine, die sich vom Bösen verführen lässt – als anfälliges Geschlecht für die teuflischen Triebe und die

Verunreinigung: So etwas geht natürlich nicht mehr. Die Hebamme Christine ist jetzt eine unabhängige Frau. Sie setzt sich zu den Männern ans Lagerfeuer, um zu



Lilith Stangenberg: «Wenn der Teufel aus der Hölle kommt, wird es ja auch heiss.» Foto: Martin Kraft

zeigen: Es kommt auch auf die Frauen an. Die Lindauerin, eine Heldin für den Young-Adult-Markt von «Twilight» bis «Wonder Woman»?

Zum Glück ist da noch Lilith Stangenberg. Gotthelf sei auch bei ihr in Berlin Schulstoff gewesen, sagt sie im Zoom-Fenster. Die Spinne, die wächst, das sei ihr unvergesslich geblieben als «Impact auf meine Gefühle».

Es sei ihr auch wichtig gewesen, dass Christine keine naive Figur sei. «Es gab mal Fassungen, wo sie keine Vorstellung von den Folgen des Teufelspakts hatte. Da habe ich doch sehr darauf beharrt, dass sie weiss, warum es geht.» Und natürlich spielt auch die Versuchung eine Rolle. Christine sei durchaus

eine moderne Figur. Sie gehe nicht in die Kirche, sei nicht verheiratet, nerve die Männer. «Aber wenn dann der Teufel aus der Hölle kommt, wird es ja auch heiss.»

Bei diesem Pakt schwinge durchaus eine Sexualisierung mit. Das habe sie auch so spielen wollen. «Ich habe sie mehr in den Fanatismus reingezerrt, als es das Drehbuch erlaubt hätte.» Auch da wieder hält sie sich ans Original. Da spreche Christine nicht, sondern keife oder nuschle.

Sie spielt im eigenen Film

Der Unterschied zu einem Kinofilm wie «Wild» ist, dass es in «Die schwarze Spinne» nicht um den Schrecken und die Faszina-

tion des Nichtmenschlichen geht. Obwohl da sicher auch noch eine Aktualisierung bezüglich Klimawandel und Anthropozän dringender wäre, und vermutlich sogar eine interessantere. Vielmehr kommt das Böse in Gestalt des Terrorritters Hans von Stoffeln daher. Anstatt von gottesfürchtiger Frömmigkeit handelt der Kinofilm ganz zeitgemäss von Gruppendynamik und Ausgrenzung.

Dass es auch eine Attraktion und Sinnlichkeit des Bösen gibt, dazu fällt der Adaption wenig ein. Lilith Stangenberg schon. Sie lässt diese Ideen zwischendurch aufflackern. Als spiele sie ihren eigenen Film.

Pascal Blum